

Band 1098

BASTEI

PROFESSOR

ZAMORRA

DER MEISTER DES ÜBERSINNlichen



**DIE QUELLEN
DES ÜBELS**

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

[Cover](#)

[Impressum](#)

[Die Quellen des Übels](#)

[Leserseite](#)

[Vorschau](#)

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
der beim Bastei Verlag erschienenen Romanheftausgabe

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG
© 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln

Verlagsleiter Romanhefte: Dr. Florian Marzin
Verantwortlich für den Inhalt

Titelbild: Michael Lingg

Datenkonvertierung E-Book:
Blickpunkt Werbe- und Verlagsgesellschaft mbH,
Satzstudio Potsdam

ISBN 978-3-7325-3187-5

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

www.bastei.de

Die Quellen des Übels

von Simon Borner

»Corrie?« Nicole Duval trat aus den Schatten und ins Licht von Salem, Massachusetts. »Corrie D'Angelo? Ich würde gern mit Ihnen sprechen.«

Die mysteriöse Frau, der Nicole seit Stunden unbemerkt gefolgt war, blieb so abrupt stehen, als sei ihr LUZIFER persönlich erschienen. Sie war kreidebleich, als sie sich zu Nicole umdrehte. Tränen schimmerten in ihren Augen. »Wer sind Sie?«, fragte sie mit eiskalter, aber dennoch zitternder Stimme. »Lassen Sie mich in Ruhe!«

Nicole trat näher. »Das kann ich nicht, Corrie«, sagte sie mit ehrlichem Bedauern. Ihre Hand deutete in Richtung des Gebäudes, das Corrie soeben verlassen hatte: die Leichenhalle.

»Nicht, wenn sich dieses entsetzliche Grauen nicht wiederholen soll ...«

»Es sind selten die großen Momente, die ein Leben verändern. Die wahren Quellen des Übels verbergen sich meist in solch trivialen Ereignissen, dass wir sie schlicht übersehen.«

Lucius Annaeus Seneca

Kapitel 1

Hinter verschlossenen Türen

Damals

Sie kamen! Elisabeth Andara stand an der Tür der alten Scheune, spähte durch einen schmalen Spalt zwischen den Holzbalken und versuchte, nicht zu atmen. Sie kamen tatsächlich.

»Hört ihr das?«, erklang Jennys Stimme in ihrem Rücken. Eine Stimme voller Sorge und Tränen, so zittrig wie die Flamme in der kleinen Laterne, die der Scheune ihr Licht schenkte. »Sie werden bald hier sein. Und dann ...«

»Wir wussten, dass es so kommen würde«, fiel die Oberste ihr ins Wort. Maggie Marston war noch niemandem begegnet, den sie nicht unterbrochen hätte. Allem Anschein nach plante sie auch nicht, diese Angewohnheit an ihrem letzten Tag auf Erden aufzugeben. »Und wir sind bereit. Das waren wir schon immer.«

»Bereit?« Jenny Harbinger schluchzte nun laut. Ein Ton, der die Unerfahrenheit ihrer sechzehn Lenze weit besser kommunizierte, als jedes Wort es gekonnt hätte. »Wie ... wie könnte man *dafür* bereit sein? Ich ... ich will nicht sterben!«

»Du wirst es«, sagte Marston fest. Keine Sympathie mehr in ihrem Tonfall, keine Geduld mehr. Der Satz war ebenso sehr Feststellung wie Befehl. »Deswegen sind wir hier. Um zu erfüllen, was die Zeichen uns zeigten.«

»Was die Zeichen uns zeigten«, wiederholten die übrigen Anwesenden, ein murmelnder Chor aus fatalistischer Ergebenheit – und aus Trotz. Trotz gegenüber der Meute, die dort draußen näher kam. »Wir werden es erfüllen.«

Nun erst drehte sich Elisabeth zu den anderen um. Die Gruppe war ihr gesamtes Leben. Jeder Mensch, den sie kannte und für wertvoll erachtete, stand in dieser alten Scheune am Rande des Dorfes, inmitten von Heuballen, rostigen Pflügen und allerhand anderem ausrangierten Zeug. Knapp zwei Dutzend Frauen unterschiedlichen Alters waren es, im Kreis versammelt um die eine, die sie herbeordert hatte. Um Maggie Marston.

Und die Oberste wirkte so ruhig und gefasst wie an jedem anderen Tag. Nie hatte Elisabeth sie wütend erlebt, nie anders als in völliger Kontrolle der Lage. Auch heute nicht, in dieser Nacht.

»Was soll nur werden?«, hauchte Jenny Harbinger. Die Brünnette mit den geflochtenen Zöpfen war das jüngste Mitglied ihres Zirkels. Anders als die anderen schien sie ihren Zorn auf die Meute nicht zur eigenen Beruhigung nutzen zu können. Das tat Elisabeth leid, denn für sie selbst war der Zorn das einzige Mittel, das sie noch daran hinderte, panisch loszubrüllen und sich der Verzweiflung zu ergeben. Der Angst.

»Was vorbestimmt war«, antwortete Marston. »Wir warten auf die, die da kommen. Mit ihren Fackeln und Prügeln, ihren Sensen und Mistgabeln. Wir warten auf den Schmerz und das Feuer. Und dann sterben wir.«

»Aber warum?« Jenny schrie nun fast. Tränen rannen ihre Wangen hinab, und die Hände waren zu zitternden Fäusten geballt, die sie krampfhaft an ihre Oberschenkel presste. »Wo liegt da der Sinn, Mutter Maggie? Was gewinnen wir denn schon durch ... durch unseren Tod?«

Marston trat auf sie zu. Jenny zuckte angstvoll zurück, doch die Oberste Mutter kam nicht, sie zu strafen.

Stattdessen lächelte sie gütig und legte ihre knotigen Hände sanft auf die Schultern der Jüngeren. »Wir gewinnen das Leben, Schwester«, antwortete sie, und auch Elisabeth, die der Szene schweigend zusah, spürte, wie die Worte neuen Mut in ihr entfachten, neue Zuversicht. »Wir gewinnen, weil wir *nicht* verlieren, auch wenn du dies zu glauben scheinst. Unser Tod ist unser Triumph, nicht unsere Niederlage. Wir siegen, weil unser Tod unser Geheimnis beschützt – für immer.«

»Für immer«, wiederholten die anderen Frauen. Auch Elisabeth merkte, wie sie die Worte mitsprach. »Für immer beschützt.« Die Gewissheit erfüllte sie mit einem Glück, wie sie es seit Tagen nicht mehr verspürt hatte. Alles würde gut werden; nun endlich erkannte sie es. Alles kam, wie es kommen musste, damit wahr wurde, was wahr zu werden hatte.

Jenny Harbinger nickte langsam. Ihr Tränenfluss versiegte, und eine Mischung aus Dankbarkeit und stoischer Ruhe trat auf ihre Züge. Endlich.

Dann runzelte sie die junge Stirn. »Aber ... Oberste Mutter, das Geheimnis ist doch hier! Wenn die anderen kommen, dann werden sie es finden!« Eine neue Sorge spiegelte sich in ihrem Gesicht, größer als die um das eigene Leben. Entsetzt deutete Jenny auf den ledernen Beutel, der neben der kleinen, flackernden Laterne auf dem Scheunenboden stand.

Der Beutel war etwa so hoch wie ein Unterarm. Etwas Schweres, Rundes lag in seinem Inneren und beulte ihn aus. Etwas von unglaublicher Bedeutung.

Das Geheimnis!, schoss es nun auch Elisabeth durch den Kopf. *Heilige Mutter, sie werden kommen und das Geheimnis finden!*

Das durfte nicht geschehen. Sie mussten neue Pläne schmieden. Ihr Tod war keine Option mehr, wenn dadurch das Geheimnis nicht bewahrt blieb. Stattdessen würden sie kämpfen müssen, um es zu verteidigen. Sie mussten die

Meute töten, einen Mann, eine Frau und ein Kind nach dem anderen – ganz egal, wie viele es waren und wie lange es dauerte. Sie mussten überleben. Das war ihre einzige Chance! Das Geheimnis durfte nicht in falsche Hände fallen, sonst war alles vorbei. Ihr Schatz musste überdauern!

»Sie werden es *nicht* finden«, widersprach Marston fest. »Denn wenn sie kommen, wird es nicht mehr hier sein.«

Jenny sah sie fragend an. Auch die anderen Frauen, Elisabeth eingeschlossen, waren merklich verwirrt.

»Aber ...«, begann Martha Gillmore, eine der älteren Angehörigen des Zirkels. »Mutter Maggie, wie willst du verhindern, dass sie es finden? Die Scheune mag im Feuer vergehen, aber das Geheimnis überdauert alle Flammen dieser Erde.«

Marston lächelte. »Es wird nicht mehr hier sein, wenn das Feuer kommt, Schwester. Wir werden es fortschaffen. *Sie* wird es fortschaffen.«

Beim letzten Satz hatte sich die Oberste Mutter umgedreht. Ihr ausgestreckter Arm deutete zur Scheunentür – und auf Elisabeth.

»Mutter?«, fragte diese. Sie verstand gar nichts mehr.

»Geh«, sagte Marston freundlich. Sie trat auf Elisabeth zu. »So habe ich es gesehen, Schwester Lisbeth, und so wird es geschehen. Du nimmst den Beutel und fliehst von hier. Wir anderen bleiben und sterben, damit das Geheimnis entkommt. Der Mob wird glauben, es sei mit uns gestorben, und er wird damit zufrieden sein.«

Elisabeth war sprachlos. Panisch sah sie zu den übrigen Schwestern des Zirkels, doch diese wirkten nicht minder verblüfft.

Es ergab Sinn. Marstons Worte waren unbestreitbar vernünftig. Aber trotzdem ...

»Warum ich?« Elisabeth blickte Marston an, die nun direkt vor ihr stand. »Warum so? Mutter, ich werde euch nicht im Stich lassen. Nicht jetzt.«

»Das tust du auch nicht«, widersprach die Oberste sanft, aber bestimmt. »Du vor allen anderen nicht. Denn du bist es doch, die unsere Sache überdauern lässt. Du kannst uns gar nicht enttäuschen, Lisbeth. Höchstens, indem du bliebest und stürbest wie wir.« Sie lächelte, warm und herzlich. »Du rettetest nicht dich, Schwester. Du rettetest unser Geheimnis.«

Und Elisabeth verstand. Mit einem Mal waren die Fragen fort, die Zweifel und die Scham. Sie war nicht auserwählt, sich vor dem Tod zu drücken. Sie war berufen, das Leben weiterzutragen. Damit ihre gemeinsame Sache nicht hier und heute endete.

Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie weinte, weil dies ein Abschied war. Ein weit größerer als sie je gedacht hätte. »W-wohin soll ich gehen?«, fragte sie stockend.

»Dein Herz wird es dir weisen«, antwortete die Obere. Sie streckte die Hand aus, berührte Elisabeths Brust, ließ die Hand dann aber tiefer wandern, bis sie schließlich auf ihrem Bauch zum Ruhen kam. »Dein Herz ... und sein Herz.«

Elisabeth erschrak fürchterlich. »Mutter, ich ...« *Sie weiß es, begriff sie. Himmel, woher weiß sie es? Niemand hat uns gesehen.*

Doch das spielte keine Rolle mehr. Nichts war mehr wichtig – nur die Flucht. Nur das Leben.

Jenseits der Scheunenwände brandete Lärm auf. Menschen brüllten und zeterten. Stiefel marschierten auf dem kalten Waldboden heran, und in den Schlitten zwischen den Brettern der Wände flackerte ein feuriges Licht, das heller strahlte, je näher die Meute kam. Das Licht ihrer brennenden, todesgierigen Fackeln.

»Geh«, sagte Maggie Marston. »Jetzt. Der Wald wird dich vor ihren Blicken beschützen, und den Rest erledigen wir anderen.«

Überall, wohin Elisabeth sah, fand sie nickende, zustimmende Schwestern. Jenny Harbinger hob ihr sogar

freudestrahlend den Beutel vom Boden und hielt ihn ihr hin. Elisabeth nahm den Beutel.

»Geh, Schwester«, sagte Marston. Ihr Blick wanderte zur deutlich schmälere Tür an der hinteren Scheunenwand. Der, die die Meute nicht kannte. Der, die zum Wald führte. »Geh mit all unserer Kraft und all unserer Überzeugung. Lebe weiter, damit auch wir leben – in unserer gemeinsamen Sache.«

Dann flog die erste Fackel. Ein brennendes Stück Holz und Pech kam durch das Fenster oberhalb des breiten Tors geflogen und landete auf einem Heuballen. Sofort fing die Scheune Feuer.

Elisabeth sah, wie ihre Schwestern sich erneut im Kreis aufstellten und einander die Arme auf die Schultern legten. Und sie begriff, dass sie diesem Zirkel nicht länger angehörte. Denn er endete heute Nacht. Und sie musste ihren eigenen gründen, um weiterzubestehen.

Das werde ich, dachte sie, als sie loslief, dem Wald und der Finsternis entgegen. »Hörst du, Oberste Mutter? Das werde ich!«

Doch das Feuer und die wütende Menge waren längst zu laut, als dass sie die Schwestern noch erreicht hätte. Der Tod wütete in der Scheune und unter ihrer Schwesternschar. Den Schwur, den Elisabeth Andara in dieser Nacht leistete, gab sie nur noch sich selbst.

Sich ...

... und dem geheimnisvollen Schatz in dem ledernen Beutel.

Heute

»Es war falsch«, seufzte er, das Gesicht ein Beispiel der Verzweiflung. »Vollkommen falsch. Und jetzt ist es zu

spät.«

Das *Gamechanger* lag in einer Seitenstraße Washingtons, nicht weit vom Weißen Haus und seinen Machtzentren entfernt. Die kleine, geschmackvoll eingerichtete Bar war ein Treffpunkt für politische Attachés, Angestellte, Journalisten und andere Leute, die beruflich mit dem Geschehen dieser Stadt befasst waren, aber nicht an vorderster Front standen. Ellen Driver war Journalistin und bereits unzählige Male hier gewesen, meist um sich – wie am heutigen Abend – mit Winford Miller zu treffen. Doch so aufgelöst wie heute hatte sie den jungen Schwarzen noch nie erlebt.

Millers Hände zitterten. Tränen schimmerten in seinen dunklen Augen. Sein maßgeschneiderter Anzug saß tadellos, seine Frisur und der ganze Rest seiner Optik war so elegant wie immer. Driver aber, die ihn besser kannte als so viele, sah hinter die Fassade. Und was sie dort fand, erschreckte sie.

»Wovon redest du, Winnie?«, fragte sie sanft. Es war lange her, dass sie das Bett miteinander geteilt hatten, aber sein Schmerz ließ sie dennoch nicht kalt. Er war ihr Freund. »Was hast du?«

Miller winkte ab. Er zwang sich zu einem Lächeln und nippte dann schnell an seinem Glas, als wäre nichts. Allerdings sah er sich auch nervös um. Fast, als rechne er – ausgerechnet hier, in einer der hintersten Sitznischen, die das *Gamechanger* überhaupt zu bieten hatte – mit unliebsamen Zuhörern.

»Was war falsch?«, hakte Driver nach.

Sie trafen sich beinahe jede Woche. Er, das kleine Rad im Getriebe des Pentagon, und sie, die Journalistin der *Washington Post*. Wer es in dieser Stadt und dieser Branche zu etwas bringen wollte, der brauchte Informanten. Driver war Anfang dreißig und nicht gewillt, auf ewig die Lokalnachrichten betreuen zu müssen. Sie wollte es zu